

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 12.

Dinstag den 8. Februar.

1848.

Die Lombardstraße zu Brüssel.

(Uebersetzt aus dem Französischen.)

Eines Abends, im December des Jahres 1618, bei regnerischem Wetter, so daß man nicht zehn Schritte weit vor sich sehen konnte, und zu einer Stunde, wo die Dunkelheit der Nacht die zweifelhaften Reste eines trüben Tages schnell verschlingt, saßen ein Paar Leute von ziemlich verdächtigem Aussehen am Fuße eines ungeheuren Lindenbaumes in dem Gehölze von La Cambre, dicht neben einem krummen Pfade, den man „kleinen Löwener Weg“ nannte, niedergekauert. Obwohl dicht bezweigt, gewährte der seines Laubes beraubte Baum ihnen wenig Schutz vor dem Regen. Aber sie hatten wollene Mäntel mit Kapuzen an und reichten einander von Zeit zu Zeit, um sich gegen die Kälte und Kälte zu stützen, oder auch, um sich geistig aufzuregen, einen mit Brantwein oder Genever gefüllten ledernen Schlauch zu. Dem einen dieser beiden Männer war von einem früheren Hiebe die Nase gespalten, und sein Kinn ragte so weit hervor, daß sein unteres Gebiß der Oberlippe zur Stütze diente. Sein rother, mit grauem Haar vermengter, unordentlicher Bart vermehrte noch das Bizarre seines Bullenbeißergesichts. Es war der alte grauäugige Knops, ein Strauchräuber, der nie ein anderes Leben geführt hatte.

Er hatte das Brabantische mehrere Male unsicher gemacht, und sein leicht zu erkennendes Signalement, das überall hin versandt worden war, würde jeden Andern mehr als ihn gefährdet haben. Aber er hielt sich nur in den Wäldungen auf, kam nie nach bewohnten Orten, daher man seiner nie hatte habhaft werden können. Man sagte, daß er von Geburt ein Frieser sey. Seine unerhörte Stärke, seine Kühnheit und Gewandtheit hatten ihm überdies einige zuverlässige Vertraute erworben, die ihm anzeigten, wo ein Coup zu machen war, die ihn mit Lebensmitteln versorgten und die gestohlenen Sachen für ihn in der nächstgelegenen Stadt zu Gelde machten. Ein solcher war der Gefährte, den er eben bei sich hatte, ein Buckeliger, mit fröhlicher Miene und hinkend, den seine körperlichen Gebrechen aber eben vor allem Argwohn schützten. Man nannte ihn Friß. Er mochte dreißig Jahre alt seyn und wohnte zu Brüssel im Ragengange, in der Straße Str-Jetons.

„Ja,“ sagte Friß zu Knops, indem er aus dessen breiter Faust den Lederschlauch annahm, „es macht mir ordentlich Spaß, mit Euch zu arbeiten, Alter; Ihr wißt, wie man ein Geschäft betreiben muß.“

„Mein Junge,“ antwortete der Andere, „nur Feigheitzige und Lumpenkerle schlagen die Leute todt. Ist es nicht genug, sie auszurauben? Daß ich ihnen nehme, was sie haben und mir fehlt, das ist ganz recht; ein jeder Mensch will leben! Auch hat mir meine Methode stets Glück gebracht; ich bin nie erwischt worden.“

„Habt Ihr wirklich nie einen Mord begangen?“

„Im Leben kommen böse Augenblicke vor; in diesen habe ich leider auch einem Paar Menschen das Lebenslicht ausgeblasen. Das will aber bei zwei bis dreihundert Mcontren wenig sagen; überdies bin ich dazu gezwungen worden, indem ich auf Leute gestoßen war, die keine Vernunft annehmen wollten und sich zur Wehre setzten. Wegen heute sey unbesorgt: wenn der Mann, wie du sagst, allein ist, so soll ihm kein Leid geschehen.“

„Allein ist er. Er ist diesen Morgen von Löwen abgegangen und sollte schon hier seyn.“

„Die Wege sind schlecht.“

„Aber er ist zu Pferde.“

„Um so schlimmer, wenn er, wie du sagst, corpulent und schwer ist.“

„Er soll auch ein sehr kräftiger Mann seyn. Er ist des Herzogs vertrauter Bote. Werdet Ihr ihn ganz ausplündern?“

„Du bist wohl nicht gescheidt, Monsieur Friß! Damit versehen's die Andern eben. Was soll ich mit seinen Lappalien? Ein verständiger Raub muß so wenig als möglich Spuren hinterlassen. Ich werde ihm nichts, als seine Börse und das Collier abnehmen.“

„Seine Börse? Ich weiß nicht, was sie enthalten mag. Vielleicht nichts Erhebliches, da er auf dem Heimwege begriffen ist und seinen Einkauf gemacht hat. Ja, wenn wir ihn aufgefangen hätten, als er ausgegangen war —“

„Bah! Glaubst du denn, daß er bei den unsichern Wegen Ducaten mit sich genommen haben wird? Er wird irgend einen Wechsel auf Lüttich gehabt haben; nun aber hat er das Halsband.“

„Es soll ein kostbarer Schmuck seyn, ein Collier von prächtigen Perlen, das der Herzog der Infantin Isabella am Neujahrstage schenken will.“

„Er wird ihr nun etwas Anderes schenken müssen. Aber was können die Perlen werth seyn, und wie gedenkst du das Ganze zu verkaufen? Ich gehe nur nach deinen Angaben zu Werke; mir ist gemünztes Gold lieber, das verräth sich nicht so leicht.“

„Ich will Euch aus dem Collier ein hübsches Sümmchen lösen; so ein Infantinenschmuck muß schon etwas werth seyn, und ich weiß auch, wo ich ihn morgen früh anbringen kann. Vordem machten wir unsere Verkäufe an sogenannte Fehler, böse Menschen, die uns schändlich betrogen; späterhin habe ich die Sachen bei Bucherern versetzt, und das sind auch Spitzbuben. Sie sind mit der Hälfte noch nicht zufrieden, und wenn sie armen Leuten zehn Gulden leihen, so müssen diese ihnen nach Monatsfrist zwölf bis fünfzehn Gulden wiedergeben; dabei schießen sie auf den vollen Werth kaum den vierten Theil vor, und den Rest bekommt man selten wieder zu sehen. Aber der Herzog, der in der That ein wackerer Fürst ist, hat da in der Straße Foulons ein Leihhaus bauen lassen, wo man redlicher Weise drei Vierteltheile des Werthes eines Pfandes bekommt, nur geringe Interessen zu bezahlen braucht und nach dem Verkaufe bei versäumter Einlösung den etwaigen Ueberschuß zurück erhält.“

„Mit dem Ueberschusse wird es für uns nichts seyn! Aber bringe das Collier immer dorthin und versetze es nur auf drei Monate, damit wir so viel als möglich daraus machen. Die Idee deines Herzogs ist gut gewesen, sein Lombard gefällt mir schon, und ich würde ihn deshalb nicht berauben, wenn ich eben so reich wäre, als er.“

Während die beiden Raubgesellen in Erwartung des Boten des Herzogs die Materie der Leihhäuser auf Staatsrechnung abhandeln, dürfte es wohl passend seyn, einige Notizen über deren Einführung in Belgien zu geben. Man soll sie Peter Dudgeherst, dem berühmten Verfasser der Flander'schen Annalen, verdanken. Dieser mit großer Tugend und den schönsten Eigenschaften begabte, wackere Mann fand, wie Louis de la Cerda berichtet, als er auf ein Mittel sann, wie dem Uebel abgeholfen wäre, das der Bucher in den Niederlanden erzeugte, in der Erfahrung seiner langen Reisen eine so wohlthätige, als leichte Aushilfe: die Begründung von öffentlichen Leihhäusern oder Lombard's, wodurch dem Bucher gesteuert werden konnte, ohne daß ein Mal strenge Gesetze dawider Noth thaten. Er ging deshalb nach Spanien, theilte Philipp II. seinen Plan mit, der mehrere Conferenzen mit ihm darüber hatte, und der ihm die nöthigen Vollmachten beim Fürsten von Parma mitgab, um in Belgien einen derartigen Versuch zu machen. Wie es scheint, ist das erste Lombard im Jahre 1589 zu Gent angelegt worden. Das Muster dazu hatte man aus Italien genommen, wo dergleichen wohlthätige Anstalten zu Rom, zu Avignon und in den angesehensten Städten der päpstlichen Staaten längst eingeführt worden waren. Aber so lange die Unruhen währten, wußten die Bestrebungen der Bucherer

eine schnelle Ausbreitung dieser Wohlthat in den belgischen Provinzen zu hintertreiben. Erst im Jahre 1617 konnten der Erzherzog Albert und Isabella das Etablissement in der Straße Foulons begründen, die danach den Namen „Lombardstraße“ erhalten hat. Bald darnach erstand ein ähnliches in dem Fürstenthume Lüttich, und eine Broschüre von 1628, unter dem Titel „Mont-de-Piété du Pays de Liège et comté de Looz“ zeugt von dem lebhaften Interesse, das man gleich Anfangs an dem lobenswürdigen Unternehmen genommen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Rossini.

Von E. M. Ottinger.

(Schluß.)

Rossini zog seine Uhr und sagte:

„Was sagen Sie zu seiner neuen Oper, dem „Nacht-lager?“

„Feldlager, meinen Sie. Das Ganze ist eine Gelegenheitsmusik, die im Ganzen weniger angesprochen hat; doch wage ich zu behaupten, daß einen großen Theil das schlechte Textbuch trägt.“

„Ja, ja, das sagt man. Aber die allerneueste Oper: Der „Prophet“, der „Prophet?“ —

„Er ruht seit drei Jahren in seinem Pulte.“

„Glauben Sie das wirklich? Ich, mein Freund, glaube, daß dieser „Prophet“, nach welchem sich die große Oper in Paris, wie das Volk Israels in der Wüste nach dem Manna regnen sehnt, bloß eine Chimäre wie „Bertram's Gold“, d. h. noch gar nicht angefangen ist.“

„Und was verleitet Sie zu diesem Glauben?“

„Mein berühmter Freund Meyerbeer pflegt sich nicht gern zu übereilen: er braucht zehn, zwölf Jahre zur Geburt einer neuen Oper.“

„Seine „Hugenotten“ sind das Werk von drei Jahren.“

„Meine unbedeutende Person schrieb den „Barbier v. Sevilla“ in dreizehn Tagen,“ sagte Rossini und sah wiederum auf seine Uhr.

„Diese Schnelligkeit des Erzeugens ist nicht Jedem gegeben.“

„Und doch ist eben diese Gabe eines der Wahrzeichen, wodurch sich das Genie vom Talente unterscheidet. Das Talent grübelt, sinnt, das Genie braucht nicht zu suchen. Doch um von etwas Anderem zu reden. Welcher von den italienischen Componisten ist in Ihrer Heimat jetzt am meisten en vogue?“

„Donizetti.“

„Donizetti? Und was halten Sie von diesem Manne?“

„Ich halte ihn für ein Talent, das durch die Ueber-eilung, womit es arbeitet, auf Abwege gerathen ist.“

„Donizetti ist ein Vielschreiber, ein Schmierer, der unter hundert schlechten Melodien dann und wann auch eine sehr gute und sehr schöne findet. — Voilà tout! Und Bellini?“

„Ist in Italien, wunderbar genug, weit mehr vergessen, als in Deutschland. Bei uns haben seine „Norma,“ sein „Romeo“ und seine „Nachtwandlerin“ noch immer treue Freunde und glühende Anbeter; in Italien aber wird seine Musik für recoco gefunden, so daß Niemand sie mehr hören mag.“

„Il povero Bellini! Und doch, mein Freund, hatte dieser Bellini im kleinen Finger seiner Hand mehr Musik, als Donizetti und der ganze Troß seiner Nachfolger im ganzen Leibe. — Aber so ist die Welt! Sie vergißt das keusche Genie und huldigt der frechen Mittelmäßigkeit. Und wer, glauben sie, ist in Italien von den neuern Componisten jetzt am meisten beliebt?“

„Verdi!“

„Errathen, amico!“ sagte der Maestro, und hatte Mühe, ein spöttisches Lächeln zurückzudrängen. „Und wie finden Sie seine Opern?“

„Die beste seiner Opern: „Nabucco,“ kenne ich nicht. Den „Ernani,“ den ich unlängst in Como, und die beiden „Goscardi,“ die ich in der Mailänder Scala gehört, haben mich, aufrichtig gesagt, nur theilweise befriedigt — ich fand mehr Altes, als Neues in seinen Opern.“

„Und doch werden sie von den Journalen, und namentlich von den Mailänder Blättern in dicken Weihräuch eingehüllt. Die Neapolitaner sind freilich weniger galant, als die Lombarden, die sich's als Ehre anrechnen, die Landsleute des celebre Maestro Verdi zu seyn; im San Carlo zu Neapel hat seine neueste Arbeit „Mziere,“ vollständig Fiasco gemacht; in Mailand, ich weiß es im Voraus, wird sie Furore machen.“

„Und welcher von beiden Städten trauen Sie, Signor Cavaliere, ein richtigeres Urtheil zu?“

„Wenn ich aufrichtig seyn soll, muß ich gestehen, daß ich auf Neapels Urtheil mehr, als auf das von Mailand einen Werth lege. Die Neapolitaner haben Besseres, als die guten Mailänder gehört und besitzen einen weit geläuterteren Geschmack. Neapel hat einen Cimarosa, Paisiello, Zingarelli, Vaccai gezeugt; wen kann die Lombardie dafür in die Wagschale legen? Donizetti und Verdi! Verdi und Donizetti! Et voilà tout!“

„Und Mercandante?“

„Mein Freund Mercandante ist ein blindes Huhn, das ein einzig gutes Körnchen, den „Giuramento,“ gefunden hat; alles Ubrige, was er bis jetzt geschrieben, ist leeres Stroh. Doch, um wieder auf Herrn Meyerbeer zu kommen. Glauben Sie, daß er Sponitini's Platz noch lange wird behaupten können?“

„Ich glaube es nicht bloß, ich bin es überzeugt.“

„Und doch schreiben hier und da die Journale, daß sich Viele den alten, im Verber ergraute Schöpfer der „Bestalin“ zurückwünschen.“ —

„Es ist wahr, daß Sponitini in Berlin eben so viel glühende Freunde, als tief erbitterte Gegner hat; aber eben so wahr ist auch das, daß Meyerbeer in ganz Berlin vielleicht nicht zehn Feinde hat.“

„Wirklich?“ fragte Rossini mit kaltem Lächeln und sah zum dritten Male auf seine Uhr. „Wie die Zeitungen doch lügen! Ich lese zwar keine von allen, doch höre ich dann und wann von Andern, daß Meyerbeer auch manchen bösen Gegner hat.“

„Früher hatte sein Talent mit blassem Reide zu kämpfen; jetzt ist es siegreich durchgedrungen und Meyerbeer's Ruhm steht nun so fest in Frankreich und in Deutschland, als der Thron in Italien.“ —

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre. Rossini rief: „Herein!“ Da kam ein Bote, der dem Maestro ein kleines Packet frisch angekommener Zeitungen brachte. Der Cavaliere, keinen Augenblick verlegen, warf sie auf's Clavier und sagte: „Für meinen Nachbar Gabussi.“

„Welche von den französischen Zeitungen“, fragte ich, „ist in Italien die verbreitetste?“

„Das Journal des Débats; mein Freund Gabussi aber hält die „Presse,“ weil sie um die Hälfte billiger ist.“

„Und außer dieser Zeitung?“

„Hält er nur noch ein kleines Wochenblatt, das hier in Bologna erscheint und mitunter sehr beißend ist. Ich meine das von Gaetano Fiori mit vielem Witz redigirte Journal: „Teatri, Letterature et Arti.“ In der heutigen Nummer — es erscheint jeden Sonnabend — soll, wie einer meiner Kaffeehaus-Bekannten brüheiß mir erzählt hat, ein sehr geistreicher Artikel über Meyerbeer und Donizetti abgedruckt seyn. Ich höre ihn allgemein rühmen. Wir müssen nicht versäumen, ihn zu lesen.“

„Ich werde nicht ermangeln. Nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten. — Sie sind eingeladen, wie Sie mir gesagt haben. — Ihr Wagen wartet seit einer Stunde — erlauben Sie, daß ich mich verabschiede.“ —

„Ich gehe mit,“ sagte Rossini, verschloß zweimal die Thüre, versenkte das Schlüsselfutteral in die fast bodenlose Tiefe seines Paletot, häkelte sich wieder in meinen Arm und führte mich die Treppe hinab.

Vor der Thüre blieb er stehen und fragte mich:

„Sie reisen also wirklich?“

„Morgen früh um sechs Uhr.“

„Dann kann ich Sie leider nicht mehr sprechen und muß Ihnen also Adieu sagen. Buon viaggio,“ sprach er mit dem freundlichsten Lächeln und drückte mir die Hand mit großer Herzlichkeit.

„Kommen Sie bald wieder nach Berlin?“ fragte er.

„Ich denke im nächsten Carneval dort zu seyn.“

„O, dann vergessen Sie nicht, meinen lieben Freund Meyerbeer von mir zu grüßen. Felicissimo viaggio!“ sagte er und warf mir einen Kußfinger zu. „Villa Marescalchi!“ rief er dem kochenden Kutscher und kutschirenden Koche zu.

Der Wagen flog blüßschnell von dannen. Ich sah ihm lange, lange nach und war betrübt, daß Rossini sich im Äußern und Innern so ganz und gar verändert hatte. 1830 ein liebenswürdiger Almaviva — 1845 ein alter, zäher Bartolo! Sie transit gloria!

Feuilleton.

Die elektro-magnetischen Telegraphen-Linien — (Schreibt die „Allgemeine Theaterzeitung“) sind im Kaiserthum gegenwärtig so weit ausgedehnt und vollständig hergestellt, als die zwei großen Schienenwege nördlich und südlich es selbst sind. Gleichwie längs der Nordbahn, in ihrer Gesamtlänge, eine solche Linie besteht, so besteht sie nun auch längs der Südbahn, in ihrer bisherigen Gesamtlänge, ohne Unterbrechung bis Wien. Der leidige Semmering, der die Bahn noch immer trennt, scheidet die südliche Telegraphen-Linie nicht; sie läuft über ihn fort. Es waren aber, wie wir hörten, bei ihrer Anlage und in der ersten Zeit ihres Bestehens daselbst die Drähte mehrfachen Dummheits- und Nothheitsangriffen durch Entzweischneidungs-Versuche u. s. w., ausgesetzt. Gegenwärtig wird jedoch nicht mehr über solche Unfälle geklagt. —

Unbestechlichkeit — Keine Chimäre! — Einem städtischen Diener in Pesth wurden von Jemanden 500 fl. W. W. für die Herausgabe einer gewissen Urkunde aus dem städtischen Archive angeboten. Der Diener nahm zwar die Hälfte der angebotenen Summe an und versprach auch, das Verlangte herauszugeben, ging aber sogleich zu seinem Chef, übergab ihm die 250 Gulden und zeigte die ganze Sache an.

Nirgends wird mehr und leidenschaftlicher gespielt, als in St Petersburg. — Es ist eine Hauptunterhaltung der russischen haute volée. Man spielt sehr hoch und für denjenigen, der eine Gesellschaft zum Souper oder Thee einladet, ist allein schon die Herbeischaffung der Kartenspiele eine ziemlich bedeutende Ausgabe, da man (das gilt, wie sich von selbst versteht, nur von noblen Leuten) es im Brauch hat, bei jedesmaligem Kartengehen auch eines nagelneuen Spiels Karten sich zu bedienen. Ein Korb mitten im Spielzimmer ist der Schacht, aus dem man immer neue Karten herausnimmt. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß das Spiel eine Hauptunterhaltung der dortigen vornehmen Welt ist, und daß bei einer nicht gar zu zahlreichen Gesellschaft oft mehrere Hundert Spiele Karten gebraucht werden, deren man sich einmal und dann nicht wieder bedient. Diese Kartenspiele sind dann der Dienerschaft verfallen und eine ganz artige Revenüe, indem sie etwas billiger, als ganz neue verkauft werden und solch' ein Spielabend oft einige Hundert Rubel Kartenrabat abwirft.

Papierkorb des Amüsanten.

Der Oberkellner eines Gasthauses in Prag bemerkte seit lange, daß einer seiner täglichen Gäste zu wiederholten Malen ein Stück Brot mehr verzehrt habe, als er bei der Zeche angegeben. Am Neujahrstage faßte er nun seinen Mann und forderte von ihm 30 fl. C. M. als Ersatz für den vielleicht seit Jahren getriebenen Brot-Unterschleif. Der Gast zahlte und besuchte nun ein anderes Gasthaus, wo man ihn noch nicht kennt!

Ein junger Neapolitaner, welcher wegen übermäßigen Schreiens: „Eviva Pio nono“ verhaftet worden, wurde vor Gericht befragt. Er entschuldigte sich damit, daß er ganz verwundert über das Geschrei: Eviva Pio! die mißbilligenden Worte Nono — No! No! hinzugefügt. Er wurde sofort in Freiheit gesetzt.

Artistische Anzeige.

Der Agent der k. bairischen priv. Kunstanstalt von Pilsch und Coele in München, Herr Helwein, dessen wir schon in diesem Blatte erwähnten, macht in unserer Hauptstadt sehr gute Geschäfte, und es freut uns

doppelt, daß unsere Empfehlung dieser berühmten lithographischen Anstalt, in deren Namen Herr Helwein reist, bei dem kunstsinigen Publikum eine so entschiedene, sich immer steigende Würdigung gefunden habe. Vorzüglich werden die drei wirklich ausgezeichneten Bilder: „Das jüngste Gericht“ von P. P. Rubens, „die Verurtheilung eines Zigeunerbandes“ von Jacquand, und „die Beichte am Krankenbette“ von van Beveren, von allen Seiten bestellt, aber sehr viele Besteller nehmen auch die ganze Sammlung. Wir machen Kunstfreunde aufmerksam, daß Herr Helwein so eben die Weisung erhalten habe, daß er die Subscription auf die Fortsetzung der bisherigen großen lithographischen Abbildungen der vorzüglichsten Gemälde der k. bairischen Gemälde-Galerien eröffnen könne. Diese Fortsetzung wird enthalten:

1. Fünfzig Blätter Abbildungen der ausgezeichnetsten Meisterwerke älterer Meister aus der k. b. Pinakothek zu München, in 12 Lieferungen à 4 Blätter gerechnet, nebst Titel und Textblatt.

2. Dierzig derlei lithogr. Abbildungen aus der neueren Malerschule in der Privatgalerie Sr. Majestät, des Königs Ludwig von Bayern, in 10 Lieferungen à 4 Blätter, wozu bei der 10. Lieferung zwei Gratishefte nebst Text und Titelblatt verabfolgt werden.

Von diesen beiden Sammlungen erscheinen im Jahre vorläufig 2 Lieferungen oder 8 Blätter, und es kann auf jede abgefordert subscribirt werden. Der Subscriptionspreis für eine Lieferung à 4 Blätter gegen porto- und spesenfreie Zustellung für unsere Staaten beträgt 11 fl. 20 kr. C. M. Wir machen das verehrte Publikum aufmerksam, daß im Einzelverkauf die Blätter dieser Sammlungen größtentheils nahe das Doppelte kosten. Herr Helwein gedenkt sich noch diese ganze Woche hier aufzuhalten und reist von da aus nach Triest.

Leopold Kordes.

Theater in Raibach.

Mittwoch am 2. Februar ging das hier immer gerne gesehene Vaudeville: „Chonchon, die Savoyardin“ in die Scene. Man muß sagen, daß die Aufführung in allen Theilen gelungen zu nennen war. Dlle. Fränzel hielt sich in der Titelrolle sehr tapfer, entwickelte darin viele Anmuth und Lebhaftigkeit des Spieles und sang recht brav. Dlle. Friederike Melchior ist für die sentimentale, sanfte Marie wie geschaffen, die sie mit aller Innigkeit eines schuldlosen, vertrauenden und liebenden Herzens darstellte. Neben den Genannten machten sich Herr Schwarzbach durch gelungene Ausprägung des alten Weiden Boisés hervor, den er mit chevalereskem Anstand gab. Herr Fritzsche, als Pierre, konnte uns Herrn Grambach vom vorigen Jahre nicht vergessen machen; er sah indeß recht stattlich aus. Dlle. Reichmann spielte die Gräfin von Sievri mit Würde, und Herr Köppl war ein tüchtiger Boufflot. Das Stück gefiel und das Theater war ansehnlich besucht. — Donnerstag am 3. Februar: „Nococo,“ Original-Lustspiel in 4 Acten von Adolph Bäuerle. Dieses heitere Stück, zu den besseren der Gegenwart gehörend, verschaffte uns einen recht vergnügten Theaterabend. Das Ensemble der Darstellung war gut. Herr Köppl stellte den bosen Baron von Bornart zu vieler Ergötlichkeit dar; ich muß jedoch bemerken, daß ich in den letzten 2 Acten von ihm noch mehr erwartete. — Herr Engelbrecht, als Adolph, folglich als nervus movens des Ganzen, führte seine Parthie in gewohnter Manier durch. Herrn Fritsches Wolfgang war brav aufgefaßt und erregte daher vieles Lachen. Der lebenswürdigen Dlle. Friederike Melchior aber sagt zarte Weiblichkeit, das Sentimentale und Bichtige ungleich besser zu, als leichtfertige Coquetterie; dieß war in der Parthie der Witwe Flora ersichtlich. Herr Holm spielte den Bedienten Andreas beifällig und auch alle Uebrigen wirkten verdienstlich. Die Toilette der Damen war sehr hübsch, die Aufnahme des Stückes eine beifällige. — Samstag am 5. Februar zum Vortheil des Komikers, Herrn Eduard Holm: „Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder das liebliche Kleeblatt.“ Ein komisches Stück, welches so oft gesehen wurde, als dieses, und doch noch immer auf die Lachorgane des Zuhörers wirkt, muß entschieden Vorzüge vor andern Stücken dieses Genres haben. Obgleich wir hier diese Posse besser sahen, thaten die Theilnehmer sichtlich, was sie konnten. Herr Köck (Kieriem), Herr Holm (Swirn), Herr Fritzsche (Leim) repräsentirten das liebliche Gesellen-Kleeblatt; es wurde zwar hie und da Manches übertrieben, allein bei solchen Gelegenheiten thut man des Guten gerne zu viel. Die Vorstellung wurde besonders von der dicht gepackten Gallerie jubelnd aufgenommen. — Sonntag am 6. Februar ging der von Carl Schmid dramatisch verflümmelte Roman „Monte Christo“ von Alexander Dumas über die Bühne; eine Comödie, die Niemanden amüsiren kann, der vorher den ausgezeichneten Roman gelesen.

Leopold Kordes.